

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 3

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(Alle nicht mit einer Chiffre oder einem Zeichen versehenen Artikel rühren von der Schriftleitung her.)

Lesezirkel Gottingen und literarische Gesellschaft Aarau. Festspiel in Hallwil. Wie bereits im ersten Heft dieser Zeitschrift angezeigt wurde veranstaltete der Lesezirkel Gottingen in Verbindung mit der literarischen Gesellschaft Aarau am 2. September dieses Jahres eine vom prachtvollsten Wetter begünstigte und äußerst gelungene Fahrt ins aargauische Seetal, mit großem Burgfest im Schloß Hallwil, nachherigem Besuch von Stadt und Schloß Lenzburg, und Abendfest daselbst. Es würde aus dem Rahmen einer Kunstzeitschrift herausfallen, wollten wir über die ganze Veranstaltung berichten. Wir beschränken uns daher auf das beim Burgfest in Hallwil aufgeführte und von Dr. Max Widmann in Aarau verfaßte Festspiel, das sich „Der Ring von Hallwil“ betitelt. Da hier unseres Wissens in der Schweiz zum ersten Mal der Versuch gemacht wurde, ein solches Festspiel unter freiem Himmel ohne jegliche Dekorationen und szenische Einrichtungen in der natürlichen und ursprünglichen Umgegend der handelnden Personen — d. h. also hier, in den von der gräflichen Familie von Hallwil in Stockholm in sehr entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellten Schloßräumlichkeiten — zur Aufführung zu bringen, so war diese Aufführung für die in letzter Zeit, nicht zum wenigsten auch von uns, viel diskutierten Frage der Freiluftspiele von besonderem Interesse. Wir täuschten uns denn auch nicht, als wir in einer Vorbemerkung (siehe Heft 1 d. B.-R.) die Hoffnung aussprachen, daß diese Aufführung wichtige Aufschlüsse zur Lösung dieser Frage geben werde.

Der Stoff zum „Ring von Hallwil“ ist, wie ihn Dr. Hans Bodmer, der Präsident des Lesezirkels Gottingen in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ erzählt, folgender:

„Als der alte Recke Hildebrand, Dietrichs von Bern Waffenmeister, nach langer Heerfahrt zu Weib und Kind zurückkehrt, da erkennt ihn Frau Ute an dem goldenen Ringlein, das er unversehens aus dem Mund in den Becher fallen läßt. Auch der totgeglaubte Johann von Hallwil muß, ein Nachhall der uralten Heimkehrsage, durch einen Ring sich legitimieren, als er eines Tages als Kreuzfahrer die Burg seiner Väter wieder betritt und sie im Besitz räuberischer Mönche findet; doch nur mit einer Ringeshälfte geschieht es hier, denn geschäftig hat die Sage den Faden weiter gesponnen, mit jener, die ihm der Vater beim Abschied auf den Weg gegeben und die einst zu der zurückbehaltenen passen muß, um den rechtmäßigen Besitzer zu künden. Aber der erbshleicherische Abt erweist sich in allen Teilen als abgeseimter Bösewicht. Nach dem Tode des Alten hat er nicht nur die Burg an sich gerissen, sondern vorsorglich eine unechte Ringeshälfte herstellen lassen, die er jetzt dem Heimgekehrten als echte vorhält, diesen selber des Betruges zeihend. Mit dem Schwert in der Faust muß Johann seine Burg erkämpfen. Hartmann von Rüzegg, der Schirmherr des Klosters, fällt, als Sieger tritt der letzte Hallwil in seine Rechte, und schimpflich muß das vom Gerichte Gottes getroffene Mönchsgezücht das graue Wasserschloß am Hallwilersee verlassen.“

Diesen Stoff nun hat Dr. Max Widmann, der Präsident der literarischen Gesellschaft Aarau, zum Festspiel verarbeitet und zwar, wie wir gleich bemerken wollen, in sehr glücklicher Weise. Als Gelegenheitsdichtung kann ja das Büchlein keinen Anspruch auf hohe künstlerische Werte machen und will es wohl auch nicht. Aber unter der ganzen Festspielliteratur der letzten Jahrzehnte hat uns kein einziges ähnliches

Produkt so angesprochen wie dieses. Hier ist einmal etwas, das ohne die übliche innere Verlogenheit und Schablonenhaftigkeit, ohne alle möglichen und unmöglichen eingestreuten Tänze und Reigen, die selbstverständlich mit dem realen Leben nicht das Geringste zu tun haben, ohne die sentimentalen Phrasen und tränenseligen Rührszenen, das hohle Pathos und den falschen Hurrahpatriotismus auskommt, das in schlichter, aber durchaus wahrscheinlicher Weise die Handlung kurz und knapp entwickelt und zum glücklichen Ende führt.

Diesem Festspiel entsprechend war denn auch die von Direktor Alfred Reuder, dem künstlerischen Leiter des Zürcher Stadttheaters, in vorzüglicher Weise in Szene gesetzte und geleitete Aufführung durch die literarische Gesellschaft Aarau. Alles trug auch hier den Stempel der Echtheit und Wahrheit an sich und nahm die Zuschauer sofort gefangen: Der aus den alten Schloßräumen dringende Gesang der Mönche, der Eintritt des Rudolf von Habsburg mit seinem ganzen Gefolge von Rittern, Knappen, Pferden und Hunden in den Burghof, das Herunterrasseln der Zugbrücke und das Herauskommen des Abtes und der Mönche zum Empfang, das Mahl draußen im Park, die Heimkehr Sohanns von Hallwil, der Zweikampf mit dem betrügerischen Rüzegg auf offenem Plan und der endliche Sieg des Rechts und der Tugend, alles das ging völlig naturgetreu vor sich, ging völlig auf in der Umgebung. Unvergeßlich werden allen Zuschauern Momente sein wie die, wo in dem von den grünen Wassern der Aa umrauschten Park und im Angesicht der schon bald ein Jahrtausend alten Mauern und Zinnen des Schlosses vom Waldsaum her die Kreuzritter in fliegenden weißen Mänteln und in der Sonne funkelnden Rüstungen angesprengt kommen, wo Johann von Hallwil die Heimerde und die Stammburg seiner Väter begrüßt und die ihm durch die Not und Sorge so vieler Jahre treu gebliebene Braut Ita von Landenberg, die in der Hoffchauspielerin Frä. Reimann, einer Aarauer Künstlerin, eine

vorzügliche Darstellerin fand, wiederfieht. Nichts Gemachtes und Konventionelles, keine unmöglichen Dekorationen und Szenarien störten den Eindruck, alles trug den Stempel größter Lebenswahrheit an sich und ließ die Zuschauer keinen Augenblick aus der Illusion fallen.

Und nun das Ergebnis in Bezug auf die Freiluftspiele: Die Aufführung in Hallwil hat zur Evidenz bewiesen, daß die dort in Anwendung gebrachte Aufführungsmethode die einzig richtige ist für unsere großen historischen Festspiele, die einzige, die der Forderung möglichster Lebenswahrheit nahe kommen und genügen kann. Man sage nicht, es sei nicht überall möglich, den geeigneten Ort hierfür zu finden. Wir haben in jedem Kanton historische Plätze genug, die in dieser Beziehung zum Schauplatz einer entsprechenden Handlung dienen können. Es ist ja in keiner Weise notwendig, daß die Festspiele immer in der Kantonshauptstadt aufgeführt werden. Gerade durch mehr in freier und noch unberührter Landschaft gelegene Spielorte, wird der Reiz solcher „Freiluftspiele“ unendlich erhöht, das hat man in Hallwil genugsam feststellen können. Ist es aber, was wir keineswegs für wahrscheinlich halten, völlig unmöglich, eine geeignete Naturbühne zu finden, dann lasse man das Festspiel überhaupt bleiben, denn es ist weit besser gar nichts aufzuführen, als etwas Unehliches, etwas innerlich und äußerlich Haltloses.

Selbstverständlich ist die vorgeschlagene Aufführungsmethode vom Wetter abhängig. Aber das war bis jetzt in genau gleicher Weise der Fall, denn soviel wir uns zu erinnern vermögen, sind bis jetzt alle großen historischen Festspiele unter freiem Himmel vor sich gegangen.

Auf jeden Fall aber hat diese Aufführung in Hallwil eine Lösung der oben-erwähnten Frage gebracht. Wenn man dieser Lösung Folge gibt, so kann dadurch unserem, namentlich in den letzten Jahren bedenklich verflachten Festspiel wieder zu

etwas gesünderem Leben verholzen werden, so kann es vielleicht zu dem werden, was es sein sollte und sein könnte: Ein wichtiger, erzieherischer Faktor im geistigen Leben unseres Volkes. So wie es aber bis dahin war, erfüllte es diesen Zweck keineswegs.

Den Urhebern und Förderern aber der ganzen Veranstaltung, dem Lesezirkel Hottingen und der literarischen Gesellschaft Aarau, dem Dichter des Festspiels wie namentlich auch dessen künstlerischem Leiter, und nicht zuletzt dem Grafen und der Gräfin von Hallwil in Stockholm, die durch ihre Freundlichkeit die Aufführung möglich machten, gebührt unser Dank, daß sie uns durch ihre idealen Bestrebungen wieder um einen Schritt vorwärts brachten in der Erkenntnis dessen, was unserer ästhetischen Kultur not tut.

Theater in Zürich. Seit Anfang September spielt das Stadttheater. Freilich noch nicht im großen Hause beim See, sondern vorläufig nur im Pfauentheater am Heimplatz, das an das Stadttheater noch einmal für ein Jahr verpachtet ist. Nur das Schauspiel wird auf der kleinen Pfauen-Bühne kultiviert; bis zum Betttag findet jeden Abend hier eine Vorstellung statt. Dann, wenn am 17. September die eigentliche Stadttheater-Saison beginnt, an denjenigen Abenden, an denen Opern im großen Hause gegeben werden. Nicht das ganze Schauspielrepertoire wird aber im Pfauentheater absolviert. Die großen Dramen (sogleich nach dem Betttag Grillparzers „Medea“) und auch sonst Schauspiele, die eines umfangreichen Apparats bedürfen oder denen durch Gastspiele bekannter Schauspieler oder Schauspielerinnen eine stärkere Zugkraft gesichert ist, gehen auf der Stadttheater-Bühne vor sich. Man hat sich an dieses Pfauentheater in den theaterfreundlichen (oder besser schauspielfreundlichen) Kreisen schon sehr gewöhnt, sodaß der Besuch in einer steigenden Linie sich bewegt. Für Dramen, bei denen die intime Wirkung eine Lebensfrage ist, bedeutet das Pfauentheater einen entschiedenen Gewinn. Es gibt so manches moderne

Stück, das auf einer großen Bühne einfach zerflattert oder doch durch den Zwang des lauteren Sprechens und stärkern Agierens unweigerlich vergrößert wird. Bei der Tendenz, den im Konversationston sich abwickelnden Stücken ausgesprochen psychologischen Gehaltes nach Kräften die diskrete Linie und Farbe zu lassen, werden kleinere Bühnen vor großen immer den Vorzug verdienen.

Man konnte das gleich zu Beginn der Pfauentheater-Saison wieder erproben. Es wurde, als Novität für Zürich, Arthur Schnitzlers fünftaktiges Schauspiel „Der einsame Weg“ gespielt, das drittletzte in der Dramenreihe des Oesterreichers. Mit gutem Grund hatte der Regisseur, eine neue Kraft aus Berlin, Hr. Joseph Danegger, der vor allem als alter Musikus in der „Liebele“ sich bei seinem Engagementsgastspiel sehr wohl empfohlen hatte, der Inszenierung liebevollste Sorgfalt angedeihen lassen. Die Dekorationen wie das ganze Spiel waren auf leise, weiche, gedämpfte Töne gestimmt. Schnitzlers Stück verlangt das; denn seine Tragik ist eine stille, auf dem Seelengrunde ruhende, kaum je mit bestimmten, deutlichen Schäden an die Oberfläche tretende. Zwei Lebemänner, die alt werden und dadurch ihre Einsamkeit doppelt empfinden, und das Hineinragen alter Herzensverhältnisse und ihrer Folgen in diese Einsamkeitsstimmung und der stumme Todesgang eines jungen Mädchens, das den feinen Lebenskünstler Sala, den einen der Gealterten, liebt und über die Einsicht von dessen baldigem Tode nicht weglommt — und all das in jener leise-müden, distinguierten, verhaltenen Art Schnitzlers, die lieber erraten läßt als deutlich herausragt, und die um alles Traurige und Häßliche und dem Untergang Geweihte noch Guirlanden zartfarbiger Rosen, dunkler Weilchen, dankbar-sehnsüchtigen Immergrüns schlingt. Man möchte das Stück klarer — Alfred Kerr hat dieses Manko seinerzeit trefflicher aufgedeckt — und trotzdem: man hört diesem feinen Wiener immer wieder gerne zu, weil er das Leben kennt und Lebenserfahrungen,

helle und dunkle, mit einer besondern Klangfarbe zu formulieren versteht.

Am Eröffnungsabend gab man im Pfautheater „Die Journalisten“, laut den Literaturgeschichten das beste deutsche Lustspiel seit und mit der „Minna von Barnhelm“, und man spielte sie im Zeitkostüm, im richtigen Gefühl, daß dieses Stück doch schon recht historisch geworden ist. Ich dachte unwillkürlich an eine Bemerkung Lemaitres bei Anlaß einer Dramatisierung von Murgers „Vie de Bohème“: im Vertrauen gesagt — führte damals der geistreiche Franzose aus — diese Bohème-Welt Murgers hat gar niemals existiert . . .

Sehr wirksam war ein Abend moderner Autoren, an dem lauter Einakter: Dreyners *Ecclesia triumphans*, Hartlebens „Lore“ (die dramatisierte Geschichte vom abgerissenen Knopf) und Sudermanns „Fritzchen“, dieser lichteste Punkt in Sudermanns dramatischem Schaffen, zur Aufführung gelangten.

Von den Schauspiel-Kräften mag ein andres Mal die Rede sein. Viel neue Personen sind aufgerückt. Eine recht gute Acquisition scheint Frä. Glanz zu sein. Doch es mag mit einer Einschätzung noch zugewartet werden. Denn noch stehen wir wie gesagt erst im vor-bettäglichen Betrieb.

H. I.

Berner Stadttheater. (Schauspiel.) Eben ist das Personalverzeichnis für die kommende Spielzeit erschienen. Von den vorjährigen Mitgliedern sind uns nur die Damen Ravenau, Diehl-Förster und Charles, die Herren Ottmay und Heinemann geblieben. Einen schweren Verlust hat unsere Bühne durch den Abgang des verdienstvollen Regisseurs und Charakterdarstellers Friedrich Hagen erlitten, der schwerer Krankheit wegen seinen Vertrag lösen mußte. Von den neu gewonnen Kräften haben sich nur drei, die Damen Weidlich und Hedda und Herr Grundmann, dem Publikum in Gastrollen vorgestellt. Frä. Weltern, Frä. Hellborn und Herr Landau sind ihm von ihrer Tätigkeit im Apollotheater her bekannt und werden nun zu beweisen haben, ob und wie sie sich in den größern Rahmen

fügen können. Erfreulich ist es, daß das Schauspielpersonal, das sich im Vorjahr wiederholt als zu klein erwies, eine Vermehrung erfährt, indem das Fach der jugendlichen Liebhaber und Naturburschen spezielle Besetzung erhielt und die Chargenrollen ausgiebiger vertreten scheinen.

Soweit die Liste der „in Aussicht genommenen Neuheiten und Neueinstudierungen“ vorliegt, dürfen wir der Theaterleitung danken, daß sie der im verflossenen Jahr so häufig betonten Notwendigkeit einer Modernisierung des Spielplans Rechnung zu tragen gewillt ist.

Henrik Ibsen soll mit „John Gabriel Borkmann“ und „Nora“ zu Worte kommen. Gerhart Hauptmann ist mit dem „Biberpelz“ und „Elga“ noch immer nicht zu stark vertreten, zumal die Frage offen bleibt, ob sich statt des Fragments „Elga“ nicht eines der bedeutenderen Werke empfehlen würde. Max Dreyer und Otto Ernst sind mit den „Siebzehnjährigen“ und mit der „Gerechtigkeit“ genügend berücksichtigt, ebenso Wolzogen mit dem „Kraftmahr“, der Dramatisierung des Romans gleichen Titels. Mit Recht wurde Sudermanns „Morituri“=Zyklus, der schon für das Vorjahr versprochen war, nochmals ange setzt. Dagegen darf sich Hartleben über schweres Unrecht beklagen, daß sich das Berner Stadttheater nicht einmal durch seinen Tod veranlaßt fühlte, ihm ein Plätzchen im Spielplan zu gönnen. Vielleicht ist's noch nicht zu spät, diese Anregung in Betracht zu ziehen. Schnitzler, dessen „Liebele“ in Bern schon zweimal gewaltige Wirkung erzielte, erschiene mit dem „grünen Kakadu“ allein etwas kärglich bedacht. Es ließe sich vielleicht der Gedanke eines Schnitzler-Abends ins Auge fassen, wie man etwa überhaupt den Versuch machen könnte, den Ein- und Zweiakter-Abend wieder zu Ehren zu ziehen. Possenmaterial ältester Sorte, wie in den vorjährigen „lustigen Abenden“ unseligen Angedenkens sollte dabei allerdings ganz vermieden werden. Diese Rück Erinnerung veranlaßt uns, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß in dieser Saison die früher

über Verdienst gepflegten Blumenthaliaden endlich auf den Aussterbeetat gesetzt werden. Glücklicherweise erscheint uns auch die Wahl zweier neuer Dramen der Viebig, die ja in der Schweiz eine große, begeisterte Anhängerergemeinde hat, und ganz in der Ordnung ist es, daß nun die Reihe auch an Max Halbe („Mutter Erde“) kam. Von den Klassikeraufführungen wird neben den in Aussicht genommenen Shakespearedramen besonders Goethes Faust (I.) Interesse finden.

An das Publikum aber möchten wir die dringliche Bitte richten, das Theater und seine Leitung mit reger Anteilnahme zu unterstützen, und namentlich: einen Versuch zur Ueberwindung der in Bern grassierenden Premierenscheu zu wagen.

E. S.

Berner Musikleben. Das Konzertprogramm 1906/1907 der bernischen Musikgesellschaft ist nun erschienen. Es werden diesen Winter sechs Symphoniekonzerte, drei Kammermusikkonzerte und ein Extrakonzert abgehalten werden. Die Symphonie- und Kammermusikkonzerte weisen ein reiches und gediegenes Programm auf, namentlich in Bezug auf die Vertretung der großen Toten unter den Komponisten. Daß Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Brahms, Bach, Haydn, Berlioz, Cornelius usw. ausgiebig zu Worte kommen, ist ganz am Platz, aber das schließt nicht aus, daß die großen Lebenden, wie Strauß, Draeseke, d'Albert, Weingartner, Thuille, Schilling u. a., die überhaupt nicht vertreten sind, auch gehört werden, umsomehr als wir in dieser Beziehung bis dahin in Bern nicht verwöhnt wurden.

Besonderes Interesse für uns wird das Konzert vom 26. Februar 1907 haben, an dem die Symphonie: „Der Geiger von Gmünd“ des Basler Musikdirektors Dr. Hans Huber, eine Phantasie für Orchester: „Aus dem Buch Hiob“ von Fritz Brun in Bern, sowie Edgar Munchingers „Geister-Reigen“ zur Aufführung kommen sollen.

Das Extrakonzert wird am 15. Januar 1907 unter Mitwirkung von Prof. Ernst

von Bossart, der schon letztes Jahr hier Wildenbruchs Hexenlied rezitierte, den „Manfred“ mit der Musik von Schumann bringen.

Künstlerisches aus Zürich. Nach der üblichen Sommerpause hat das Künstlerhaus seine Hallen — freilich ein zu pompöses Wort für die bescheidene Gebäulichkeit — wieder geöffnet. Die Serie, die bis zum 23. September ausgestellt bleibt, erhält durch zwanzig Bilder des Stampesen Giovanni Giacometti ihren bestimmten Charakter. Ältere und neuere Bilder sind hier beieinander. Nach ihrer malerischen Faktur kann man im Einzelnen ziemlich bedeutende Unterschiede konstatieren. Aber ein einheitliches Band schließt sie zusammen: die Freude des Künstlers an Licht und Farbe. Der Vortrag wandelt überall auf impressionistischen Pfaden, nur geschieht dies nicht immer mit den Mitteln der durch Segantini bei uns besonders bekannt gewordenen Technik des Divisionismus oder Pointillismus, des Auseinanderlegens der Farben und Nebeneinanderlegens der einzelnen Farbflecke, die dann im Auge des Betrachters zusammentreten zu dem gewollten Eindruck des Lichterfüllten oder flimmernd Sonnigen. Giacometti bindet sich nicht slavisch an dieses Schema; man findet eine Anzahl Bilder, und darunter sind zwei ganz prächtige Baby-Porträts, auf denen der Farbkörper in breiten Flächen hingelegt ist, wo die Lokalfarbe unzerteilt und ungespalten sich entfaltet. Eine stark dekorative Wirkung ist gerade diesen Arbeiten eigen, und die Feinheit des farbigen Sehens bei dem Künstler tritt klar zu Tage.

Unter den Landschaften verdient eine herrliche Weide mit Schafen im warmen Abendsonnengold besonders hervorgehoben zu werden. Sie ist von einer ganz entzückenden koloristischen Delikatesse. Noch eine andere Gebirgs-Landschaft mit weidendem Vieh ist da, „Abend auf der Alp“. Es ist ein Bild aus der letzten Zeit, groß im Format und nun völlig divisionistisch gemalt. In senkrechten und horizontalen und Kurvenlinien sind Rot und Grün und

Blau und Rot nebeneinander gesetzt, ein ganzes fast geometrisches System von breiten Pinselstrichen. Selbst die zwei hellen Kühe auf der grünen Wiese mit den roten Rechtecken sind teilweise grün gestreift. Ein Streben nach möglicher Simplizität gibt sich kund, und der Eindruck des Festen, Kräftigen, Klaren wird entschieden erreicht. Die Tiere stehen prächtig energisch in der Landschaft drin. Aber ein gewisses Unbehagen wird doch nicht ganz besiegt: es ist alles gar so schematisch und ausgeklügelt. Man glaubt eher einem Rechenexempel in Farben gegenüberzustehen. Das Bild verlangt ein Distanznehmen zum rechten Genuß (oder Verständnis), das selbst der Oberlichtsaal des Künstlerhauses nicht in vollem Maße gestattet. Von der Kraft und Pracht, deren das Kolorit Giacomettis fähig ist, gibt u. a. auch die Frau bei der Toilette lautes Zeugnis. Es ist auf diesem Bilde ein rotgrüner Teppich von einer wahren Brillanz der Farbenerscheinung. Interieurbilder aus frühern Jahren schildern den reichen Zauber des Lichtgangs im geschlossenen Raum mit bemerkenswertem Geschick und erreichen dabei auch eine wohlthuende intime Wirkung. Aus dem Jahre 1906 kommt noch ein großes Kinderporträt: zwei Knaben und ein Mädchen (oder auch ein Knabe im Röckchen?) auf blumiger Wiese, im Hintergrund ein breites Bergtal, durch das ein blaublitzender Fluß kapriziös sich schlängelt. Farbig wirkt das Bild ungeheuer frisch und saftig, und die koloristischen Werte sind sicher gegeneinander abgewogen.

In Summa: eine Kollektion von Arbeiten, die das kraftvolle und eigenwüchsiges Talent Giacomettis in das beste Licht rückt. Und daß der Künstler dabei auch feinstemalerischer Wirkungen fähig ist, sei ihm besonders hoch angerechnet.

Die übrige Ausstellung dürfen wir kürzer behandeln. Plinio Colombi brachte ein paar breit und decidiert gemalte Landschaften, eine Partie von der Mare und drei Schneebilder von guter Gesamtwirkung. Ein Zofinger Maler Othmar Döbeli schildert ebenfalls ein Stück

Mare-Ufer; der durchsichtig grüne Flußlauf ist lebendig geraten. Ein anderes größeres Bild dieses Malers gibt einen auf dem Feld ausgestreckten Bauernbuben, der sich sonnt; die fleißige Zeichnung und das tüchtige Bestreben, ein Pleinaitreproblem am menschlichen Körper zu lösen, machen es als Leistung respektabel. Carlo Steiner (in München) weist sich in Landschaften über einen entschiedenen Sinn für Stimmung und Ton aus. Ein Sonnen-Bild ist in dieser Hinsicht besonders einheitlich und glücklich gelungen. Von bekanntern Zürcher Malern seien genannt Neumann-St. George mit einigen kleinen Farbstiftzeichnungen von sicherer, wesenhafter Faktur in feinberechneter Farbenwirkung und F. Boscovits jr., der zwei kleine nette Bilder vorführt: einen alten Herrn am Fenster und einen lustigen „Gauner“; der letztere wäre würdig, die Decke einer „Jugend“-Nummer zu schmücken. Alex Soldenhoff, der jetzt in Glarus lebt, hat sich schon früher in einem großen Gemälde an das Paradies herangewagt, ohne es zu erobern; diesmal gibt er auf einem kleinen Bilde „Adam und Eva“, auf die der vertreibende Strafengel herabstaut. Die ganze Szene ist nicht ohne Festigkeit komponiert. Einige Felsgestein- und Gebirgstudien geben kräftig und ehrlich die Struktur in die großen Zusammenhänge des Objekts. Die einfach-treue Naturerscheinung, welche des genauen Verständnisses der Form nie entbehren kann, trägt in der Kunst stets ihren Lohn in sich selbst.

H. T.

St. Gallen. In der Stadt St. Gallen sind gegenwärtig gleichzeitig im Bau ein neues, sehr stattliches Heim für die bisher im Kantons-Schulgebäude untergebrachte Stadtbibliothek (Badiana) und eine Tonhalle, die beide auf den Untern Brühl zu stehen kommen. — Das städtische Theater wird im Sinne einer Erweiterung der Räume für das Publikum, speziell der Gänge, umgebaut; die Eröffnung der Spielzeit dürfte verschoben werden müssen. — Die Sammlung des Kunstvereins im Museum beim Stadtpark hat eine gründliche Neuordnung erfahren. Manches wurde

ausgeschieden, und der beste Besitz der Sammlung an Gemälden kommt nun, weniger dicht gehängt, weit besser und feiner zur Geltung. — Aus dem Gebiete des Musiklebens ist zu erwähnen die Vorbereitung eines auf den 25. November angelegten Konzertes der „Harmonie“ in der St. Laurenzenkirche mit Max Bruchs „Frithjof“ als Hauptnummer. Mit dem Konzerte verbunden wird das Jubiläum der 30jährigen musikalischen Leitung des genannten Vereins durch Richard Wiesner. — Aus Anlaß des 50jährigen Bestandes der am 3. November 1856 eröffneten st. gallischen Kantonschule werden auf den 7. Dezember die ehemaligen Zöglinge der Lehranstalt zu einer Feier eingeladen. Professor Dr. J. Dierauer (von dessen Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft der dritte Band vor der Veröffentlichung steht) verfaßt eine Kunstschrift, welche die Geschichte der Kantonschule darstellt. Es wird auf das Jubiläum ein Reisefonds für die Kantonschüler geschaffen. F.

Heimatshug. Zum Aufgabenkreis dieser Bewegung, von deren Wachstum nach innen und außen wir uns so manchen feineren Gewinn versprechen, zählen örtliche und regionale Inventaraufnahmen, Verzeichnisse der Schönheits- und Bedeutungswerte an edlem und reinem Naturbesitz, an Anblicken, wohlgewachsenem Gebäu aus alter und neuer Zeit usw. Da dürfte denn zunächst versucht werden, mit kräftiger, frischer Umgestaltung einzugreifen in jene Verzeichnisse der „Sehenswürdigkeiten“, die in Verkehrsvereinschriften, von Organen der Presse und wo immer aufgestellt werden. Da waltet mitunter vollendete Richtungslosigkeit der

Wahl und vor allem zumeist die Neigung, die haulichen Zeugen finanzieller Anstrengung der Öffentlichkeit als eben so viele Erfreulichkeiten für das Auge zu buchen. Was neu, groß, städtisch gebaut worden ist, wird uns naiv als Verschönerung des Dorfes vorgestellt, derweil wir oft alle Ursache haben, gerade jene Bauten als Störungen eines sonst in sich entzückend geschlossenen ländlich-charakteristischen Ganzen zu fühlen. Und es darf schon gesagt werden, daß diese „Unstimmigkeit“ am greifsten in Erscheinung zu treten pflegt beim neuen Schulhaus auf dem Lande, auf dessen schreiendsten Kontrast zu ländlich-überkommener Bauart man sich just das Meiste einzubilden scheint. Ein kaum von jemandem klar empfundener und doch so ersichtlicher Zug des Parvenu-Geschmackes mischt sich da dem rühmlichen Opferinn und kräftigen Gemeinschaftsgefühl bei. Den Begriff der „Sehenswürdigkeit“ zu reinigen, hat man alle Ursache; bei dieser Arbeit, die für jeden Ort zu leisten wäre, käme mancher stille Wert, dessen nur wenige bewußt waren, zu allgemeinen Ehren, und was aus ästhetischem Urteil hervorginge, wäre ein ethischer Gewinn allgemeiner Art. Denn alles hängt im Geiste zusammen, und wenn Häuser darnach gelten, wie sie's „in sich haben“ so lernt man vielleicht darnach auch besser die Menschen messen. F.

Berichtigung. Im letzten Heft der B.-R. soll es im Aufsatz des Herrn Dr. Hans Trog über Heinrich Wölfflins Dürerbuch, Seite 36, Zeile 11 von unten, heißen: Wölfflin *z*er*st*ört (statt *ju*stiert) in seinem Vorwort . . . usw., was wir bitten richtig zu stellen.

Literatur und Kunst des Auslandes

Wilhelm Raabe, der greise Meister deutscher Erzählungskunst ist am 8. September dieses Jahres 75 Jahre alt geworden.

Als 1857 unter dem Pseudonym Jakob Corvinus sein Erstlingswerk, „Die Chro-

nik der Sperlingsgasse“, erschien, schrieb Friedrich Heibel darüber: „Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoff-